

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Marco Balzano
Das Leben
wartet nicht

ROMAN

Aus dem Italienischen
von Maja Pflug

Diogenes

Titel der 2014 bei Sellerio editore, Palermo,
erschienenen Originalausgabe ›L'ultimo arrivato‹
Copyright © 2014 by Sellerio editore, Palermo
Covermotiv: Gemälde von Ben McLaughlin
›Sunday July 18 2004: The income of American workers‹, is not
keeping pace with inflation, a survey has shown 2004 (Ausschnitt)
Copyright © Ben McLaughlin

Alle deutschen Rechte vorbehalten

Copyright © 2017

Diogenes Verlag AG Zürich

www.diogenes.ch

120 / 17 / 44 / 1

ISBN 978 3 257 06983 9

Er erschien plötzlich im Gefängnishof und überquerte ihn, als sei es eine Straße von San Cono. Er ging mit seinem schweren Schritt, stampfte mit den Füßen, als zerträte er Weintrauben. In der Hand hielt er immer noch seine alte, abgewetzte Ledertasche. Als ich ihn dort unten sah, blieb mir der Rauch meiner Zigarette im Hals stecken, zusammen mit den Worten, die ich ihm hätte zurufen wollen: »Herr Lehrer! Erinnern Sie sich noch an mich? Ich bin Ninetto Pelleossa!«, worauf ich ihm ein nikotingelbes Lächeln geschenkt hätte. Stattdessen habe ich keinen Laut von mir gegeben, und er ist eilig hinter einem Gittertor verschwunden, das ein Wärter ihm geöffnet hat. Mit offenem Mund betrachtete ich den menschenleeren Platz, unsicher, ob es Traum oder Wirklichkeit gewesen war. Ich blieb am schmalen Fensterspalt stehen, bis die Dunkelheit alles verschluckt hatte. Erst dann legte ich mich auf die verrottete Matratze, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, und so, mit geschlossenen Augen, begann ich.

Bevor sie mich *pelleossa* nannten, Hautundknochen, nannten sie mich Schreihals, die Kinder aus der Grundschule an der Via dei Ginepri. Ich erinnere mich an alle vierunddreißig, aber Peppinos Gesicht habe ich noch am deutlichsten im Kopf, mit seinen wie elektrisiert zu Berge stehenden Haaren. Gemeinsam machten wir uns einen Spaß daraus, Ettore Ragusa, dem Sohn des Metzgers, das Pausenbrot mit Mortadella zu klauen. Wenn er es merkte, schrie er noch lauter als ich und heulte wie ein Schlosshund. Dann gingen Peppino und ich mit noch fettigem Mund zu ihm hin und taten so, als würden wir es bedauern, »aber nicht doch, Toruccio ... man weint doch nicht wegen so einer Kleinigkeit!«, »ist ein Brötchen gegessen, macht man ein neues, komm schon!«, solche tröstlichen Sätze sagten wir zu ihm. Ab und zu bekam ich Gewissensbisse und fragte Peppino, ob wir nicht ein wenig übertrieben.

»Von wegen! Dieser Kerl ist doch breiter als hoch

und kriegt daheim jeden Tag Pasta, so viel er will.
Was gibt es bei dir?«

»Sardellen«, antwortete ich.

Bis ich neun war, habe ich von Sardellen gelebt. Oder vielmehr, von einer Sardelle pro Tag. Die fischte mir meine Mama morgens aus einem Glas, an dem ranziges Salz klebte. Sie strich sie glatt auf eine Scheibe »Kastenbrot«, wie sie es nannte, und meinte dann, bis zum Abend solle ich mich nicht mehr in der Küche blicken lassen.

»Raus hier, marsch«, wiederholte sie im Ton eines Generals.

Nach ein paar Stunden spitzte ich die Ohren, weil mein Bauch seltsame Geräusche von sich gab. Gluckern, Grummeln, Knurren, was auch immer.

Wenn mir daher jemand mit den gleichen Kalorien im Leib wie ich vorschlug, etwas zu klauen, war ich sofort dabei. Am einfachsten war es, Obst aus den hölzernen Steigen zu stibitzen, die die alten Frauen auf der Schwelle stehen hatten. Peppino lenkte die Alte ab, und ich stopfte Pfirsiche unters Hemd oder in die Unterhose. Komplizierter war der Trick mit den Wohnungen der Leute, die nicht mehr ganz richtig im Kopf waren. Da ich ein aufgewecktes Bürschchen war, stand ich gewöhnlich Schmiere, und Peppino oder Ciccillo oder Berto oder ein anderer Hungerleider schlüpfte hinter

mir hinein, um aufs Geratewohl in allen Schubladen zu wühlen. Manchmal war die Beute gar nicht übel, aber meistens kratzten wir nur armseliges Zeug zusammen. Brotkanten, Torroncini, gelegentlich ein Ei zum Ausschlüpfen. Am schwierigsten aber war es, in Turuzzus Lebensmittelgeschäft zuzuschlagen, zum einen, weil der Laden stank und man am liebsten sowieso keinen Fuß reingesetzt hätte, und zum anderen, weil Turuzzo sehr fix war, und wenn er einen erwischte, setzte es Fußstritte. Um sich bei ihm hineinzutrauen, musste man so kaltblütig sein wie eine Eidechse, sonst machte man besser einen Bogen.

Mit der Zeit habe ich begriffen, dass sich in San Cono viele von der gleichen Kost ernährten wie ich, und das hat mich getröstet. Alle haben wir uns früher oder später damit abgefunden. Eine Sardelle? Sei's drum, eine Sardelle! Als kleiner Knirps lässt man sich doch von so was nicht entmutigen. Gewiss, solange ich zur Schule ging, fiel es mir leicht. Ich saß den ganzen Morgen in der Bank, hörte dem Lehrer Vincenzo zu, und das war's, mehr hatte ich nicht zu tun. Als meine Mutter jedoch in der Nacht vom 10. Oktober 1959 einen Schlaganfall erlitt und für immer behindert war, da sah die Sache anders aus, weil ich von der Schule abgehen und mit meinem Vater als Tagelöhner auf dem Feld arbeiten musste.

Zwar habe ich ihm das nie gesagt, aber der Mensch, den ich nach Peppino am liebsten hatte, war mein Lehrer Vincenzo. An ihm hing ich mehr als an meinem Vater Rosario. Nicht nur, weil er nie langweilig war und keine Schläge austeilte, wenn ich mit zerrissener Jacke oder aufgeschlagenen Knien daherkam, sondern wegen der Gedichte, die er uns vorlas. Zum Beispiel die von Giovanni Pascoli. Er fand nicht, dass man sie gleich verstehen musste. Erst mal ging es um die Musik.

»Mit dem Sinn beschäftigen wir uns später!«, wiederholte er, wenn wir kleinen Bengel verständnislose Gesichter machten.

Hatte er, zwischen den Bänken auf und ab marschierend, ein Gedicht rezitiert, befahl er uns, es ins Heft zu schreiben, denn »Abschreiben heißt Lernen!«, sagte er, mit erhobenem Stock, damit wir den Mund hielten.

Der Lehrer Vincenzo war wie ein Freund für mich, daran gibt es nichts zu rütteln. Schon allein deshalb, weil wir uns auch außerhalb der Schule trafen. Ich war nämlich der erste Mensch, dem er morgens begegnete, da wir gegenüber wohnten. Wir trafen uns immer an der Ecke der Via Archimede um halb acht. Wenn ich ihn von weitem sah, klopfte ich mir mit den Händen die Katzenhaare von den Hosenbeinen und lief ihm entgegen. Und

ich sagte ihm gleich, dass ich die Nacherzählung nicht gemacht hätte, weil es mir unsinnig schien, ein Gedicht in Prosa zu verwandeln. Der Lehrer erwiderte nichts, er fragte mich nur, ob ich es auswendig gelernt hatte.

»Ja, natürlich. Soll ich es Ihnen aufsagen?«

»Nicht jetzt.«

»Und geben Sie mir dann eine schlechte Note?«

»Wenn du es nicht kannst, ja.«

Aber es lief wie am Schnürchen, und ich bekam wie immer »Lobenswert«! Beim Heimkommen schwenkte ich mein Heft, um seine mit Rotstift geschriebenen Bemerkungen herzuzeigen, und wollte zur Belohnung ein Stück Schokolade oder genug Kleingeld, um mir welche zu kaufen. All das, wie schon gesagt, bis zum 10. Oktober 1959, denn danach gab es nichts mehr zu wollen.

Nach dem Zeitungskiosk ließ der Lehrer sich von mir führen. Hatte er erst *L'Unità* gekauft, redete er kein Wort mehr und ging, ganz ins Lesen versunken, ohne aufzublicken durchs Dorf. Da es aber am Gleisübergang von San Cono schon mal einen Toten gegeben hatte, nahm ich ihn am Arm, wie man es mit einem Blinden macht. Nach dem Unglück mit dem Zug hatte der Lehrer gesagt, wir müssten alle um das Unfallopfer trauern, auch wenn wir den Mann nicht gekannt hatten und nur wuss-

ten, dass die Lokomotive ihn weit fortgeschleudert hatte – ihn, sein Fahrrad und die Tüte Orangen, die am Lenker hing.

»Wer beim Tod eines Menschen nicht trauert, ist ein Rüpel«, sagte er in der Klasse, und als der Leichenwagen vorbeifuhr, befahl er uns, das Diktat zu unterbrechen, ans Fenster zu gehen und ein Gebet zu sprechen.

Der Lehrer war der Erste, dem ich vom Schlaganfall meiner Mutter erzählte. An jenem Morgen hatte ich die ganze Zeit geschwiegen und ihn nicht mal am Gleisübergang am Arm genommen. Als er mich endlich fragend ansah, erzählte ich ihm, dass sie mitten in der Nacht umgefallen war und dass sich auf ihrer Schläfe ein schwarzer Blutfleck gebildet hatte, der nicht mehr wegging. Daraufhin blieb der Lehrer stehen, schluckte mühsam und sagte mir viele wichtige Sachen. An die ich mich aber nicht mehr erinnere.

Von jenem Tag an kam Tante Filomena, die Schwester meiner Mama, ins Haus meines Vaters Rosario, um uns zu helfen. »Die bucklige Besserwisserin«, nannten sie sie im Dorf. Tante Filomena hatte wirklich immer etwas zu meckern. Bei allem und jedem schnaubte sie unzufrieden. Wenn sie schnaubte, zerzauste sie dir sogar die Haare, so heftig tat sie das. Als ich meinen Vater einmal fragte,

woran der Mann der Tante gestorben war, antwortete er: »Am Geschnaube.« Doch sie war die Einzige, die sich nicht ekelte. Sie zog Mama um, wusch sie zwischen den Beinen, fütterte sie, weil der Mund schief geworden war. Auch Doktor Cucchi kam vorbei, wenn es ihm zufällig mal passte, um sie zu untersuchen. Vor ihm zogen alle Leute in der Via Archimede den Hut. Bevor er meine Mama untersuchte, schickte Doktor Cucchi uns hinaus, denn wo Kranke sind, braucht es Sauerstoff, sagte er.

»Das Beste wäre, sie in Catania in einem Altenheim unterzubringen«, verkündete er an der Tür, mit dem Arztkoffer in der Hand. »Aber wie auch immer, Signor Giacalone, Sie müssen Geduld haben und lernen, jeden Tag so zu nehmen, wie er kommt, das ist die Weisheit, die uns die Krankheit lehrt.«

Doch sobald sich der Doktor zur Tür wandte, machte mein Vater hinter ihm mit straff gestreckten Fingern das Hörnerzeichen und sagte, Weisheiten führe immer der im Mund, der grade nicht in der Patsche stecke.

Für mich selber war die bedeutendste Veränderung, dass ich, mager wie ich war, es einfach nicht schaffte, den Badezuber in die Mitte des Zimmers zu rücken. Und darum stank ich. Wenn ich die Nase in mein Hemd steckte, konnte ich selber riechen, dass ich stank, und schämte mich, den anderen

nahe zu kommen. Besonders meinem Schulschatz Gemma, für die ich mich mit einem namens Turi gerauft hatte. Ich hatte ihm einen Stein an den Kopf geworfen, weil er eines Tages behauptet hatte, Gemma habe für ihn den Rock gehoben. Und einen gewissen Vittorio aus der Via Lentini hatte ich aus dem gleichen Grund an den Haaren gepackt und mit dem Kopf gegen einen Granatapfelbaum gestoßen. Da gibt es nichts zu rütteln, die Eifersucht war schon immer mein Problem. Von klein auf.